Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 53 (1949-1950)

Heft: 13

Artikel: Der österliche Himmel

Autor: H.Sch.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667526

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der österliche Himmel

Die Ofterglocken mit ihrem gewaltigen Klang — "Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton" — hielten einst den verzweifelten Faust "vom letzten, ernsten Schritt zurück". Werden die Ofterglocken heute die Menschheit noch ermahnen und ihr "des Osterfestes erste Feierstunde" wiesder friedlich gewähren können? Eine bange Frage auf den Lippen der Völker! Doch das singende Erz in den Türmen ist mächtiger als der im Kriege freischende Stahl!

Wohin die Hoffnung des Menschen geht, daher vernimmt er die Stimme und wäre es die lei= seste. In wie vielen Ohren aber werden die Ofter= glocken dieses Jahr nicht Hoffnungen wecken! Nach Oftern sind die schmerzlichen Antlitze gewendet: nach Often, nach der Helle, nach Mor= gen, nach der Morgenröte! Und seltsam, Oftern, das in der frühern deutschen Sprache oftarun heißt, hängt mit dem alten Wort oftar (von oder nach Osten) zusammen; zugrunde aber liegt nach der Philologie — die Bezeichnung Austro für eine Frühlingsgöttin, die mit dem altindi= schen Namen usra für Morgenröte in Verbin= dung steht. Unendlich viel ist in das Wort Osten eingesunken: Gefühle und Wünsche der Sehn= sucht nach lichtem Leben, nach Licht. Dann ist Oftern für den Christen das Fest des Sieges, der Erlösung, der Freude; es ist das Gedächt= nisfest der Auferstehung Christi, der Hoffnung auf unsere einstige Auferstehung!

Erstehen, Auferstehen ist der große österliche Sinn: vom Grabe hebt sich der Stein, es hebt sich auch der Keim in der Erde — alles aber strebt zum Himmel, und dieses Streben, komme es aus der Tiese des Glaubens, komme es aus der Tiese des Grundes, nimmt die Herzen der Menschen, ihre Wünsche und Sehnsüchte, mit. Wie goldene Wolken ziehen sie über den östlichen Himmel. Desterlicher Himmel, wann wölbst du dich wieder über einer friedlichen Welt?

Wird einmal über aller Städte Dächern Nur noch der Vogelzüge Zeilen gehn? In fernen Zeiten einst, wenn jene Schwächern, Die ohne Sinn der Vögel Flügel stahlen, Gestürzt sind in der grossen Stürme Wehn? Wird sich nach Morgenstunden, kühlen, fahlen Der Himmel still und wolkenlos entfächern, Dass man die Sonne strahlen sieht und dann Die Kinder wieder singen hören kann?

Doch jest schon, unberührt vom menschlichen Tun, spannt sich das Blau des Frühlings in die Zweige der Bäume: hinter den drängenden Anospen und durch das gotische Fachwerk der noch winterlichen Aeste schimmert der lichteste aller Himmel in den Pastelltönen milder Poesie — der Ofterhimmel! Und auf der Erde begin= nen die Schneefelder von den Rändern her zu schmelzen; wer sein Ohr zur Erde neigt, hört sie schlürfen und trinken. Dunkel und trächtig glänzt ihr Grund. Aus der frischen Feuchte wer= den bald die Saaten brechen. Beginn ift über= all — trotzdem. Das ist der Trost der österlichen Zeit. Vor den Menschen, vor den Kriegen, vor den Schmerzen der Welt war schon immer dieser Aufbruch, und wird weiter sein, wenn Mensch und Krieg und Freude und Not, wenn alles Unzulängliche längst vorüber sein wird; denn unberührt, gewaltig und einfach, geht die Natur ihren Gang. Nie aber stehen wir diesem Geheim= nis näher als zur öfterlichen Zeit, da Schlafen= des zum Leben, Totes zu Lebendigem erwacht. Das ist der Trost der Natur.

Wo aber der Tod besiegt wird wie im österlichen Geschehen, da wandelt sich der Trost zu einem Trotzem und das Trotzem zur Treue, zur Treue gegenüber dem unverwüstlichen pochenden Leben.

Es ift bezeichnend, daß eines der Oftersym= bole, das bekannteste und einfachste, diese Un= zerstörbarkeit des Lebens verkündet: das Osterei. Es ist das Gleichnis der Fruchtbarkeit des Le= bens und der ewigen Erneuerung: wie aus ihm, das scheinbar tot ist, neues Leben bricht, so bricht es aus dem dunkeln Grunde der Erde, immer wieder, jedes Jahr — und so soll es auch aus den menschlichen Herzen brechen, wie ver= härtet sie auch in der Not der Zeit geworden seien! Das ist die österliche Botschaft der Natur, die selber nur ein Gleichnis ist für die noch grö= ßere Botschaft aus dem Geiste, aus dem höchsten Geiste, der zwischen Later und Sohn im Stern= bild der strahlenden Trinität steht. Denn jedes Bild ist ein Sinnbild, ein Symbol eines noch höheren Lebens — wie es das Osterei ist, das ins Geistige weist, selbst aber auch schon ein Gleichnis eines noch einfacheren Geschehens ist:

denn wie die Schneedecke des Winters den sich zum Aufbrechen anschickenden Keim birgt, so umschließt die weiße Schale den Lebenswillen im Ei.

H. Sch.

Du sollst den Feiertag heiligen

Von Jacinto Octavio Picôn

An einem Montag zog Don Candido in die Pfarrei von Santa Cruz de Lugarejo ein und machte sich sofort daran, das Haus mit den armseligen alten Möbeln einzurichten, die er auf einem Karren aus dem Dörfchen mitbrachte, wo er bis zu jenem Tage als Schutz der Bedrängten und Borbild der Tugendhaften gelebt hatte. Ueber achtundvierzig Stunden lang wußte niemand, daß dort ein neuer Pfarrer eingezogen sei.

Einige Tage später erzählten die wenigen Leute, die ihn sahen und sprachen, er scheine ein guter Mann zu sein. Und die Personen, die so schnell ein günstiges Urteil über ihn fällten, irrten sich nicht, denn Don Candido war ein Heiliger. In Gestalt, Gesicht und Haltung ersinnerte er an das Vild, das Cervantes von sein mem unsterblichen Junker entworsen hat. Auch Don Candido "war an die fünszig Jahre; er war von kräftiger Körperbeschaffenheit, hager am Leibe, dürr im Gesichte, ein eifriger Frühsaufsteher", und wenn auch kein Freund der Jagd, wie Don Quijote, so doch unablässig besmüht, das Glend aufzusuchen, um es zu lindern.

Seine moralischen Qualitäten waren alle gut: seine Frömmigkeit war aufrichtig, seine Umsgangsweise freundlich, seine Sprache bescheiden; im Almosengeben war er zartfühlend und in allen Dingen so mitleidsvoll und nachsichtig, daß er allen die größte Achtung und liebevolles Verstrauen einflößte. Seine Vildung war nicht gerade außergewöhnlich. In einer sehr kleinen Kiste hatten seine sämtlichen Vücher Kaum, und das Buch, dessen Einband durch fortwährenden Gebrauch am meisten abgegriffen, dessen Viätzter am meisten zerknittert waren, das waren die heiligen Evangelien. Weder die Kirchenväter,

noch die erhabenen Mystifer bereiteten ihm so viel Freude wie jene einfachen Bibelverse, die dem, der sie zu lesen versteht, in einfachen Sätzen Welten und Gedanken offenbaren.

Alle Tage, gleich nach dem Essen, überlas und überdachte Don Candido, an den Fensterrahmen in seinem Zimmer gelehnt, ein paar Kapitel aus St. Markus oder St. Matthäus. Dann legte er das Buch hin, ließ sich von der Sonne bescheinen, rauchte eine Zigarette und sah der Arbeit einiger Steinmehen zu, die auf einem benachbarten umfriedigten Bauplatze ihre Werkstatt im Freien eingerichtet hatten.

Vor Monaten war nämlich ein Bogen der Kirchenkapelle eingestürzt. Eine fromme Dame hatte die Mittel zu seiner Wiederherstellung gespendet, und ein Baumeister aus der benachbarten Stadt kam von Zeit zu Zeit und sah sich den Fortgang der Arbeit an. Auf dem Platze dicht neben der Behausung Don Candidos lagen Kalfsteinblöcke, die sich allmählich in Schlußsteine, Stützen und Bogenstücke verwandelten und durch ihre weiße Farbe von dem grünen und weichen Grase abstachen.

Dort hörte man nun von früh bis spät, eine Mittagsstunde ausgenommen, unablässig das vielstimmige, aber eintönige Geräusch, das die Klöppel und Meißel beim Ausschlagen auf die Mauersteine hervordringen. Und darüber leuchtete die Sonne und warf hierhin und dorthin die rechtectigen, fräftigen Schatten der Strohschuppen, unter deren Schutz die Maurer arbeiteten, und in das schwerfällige Konzert des klopsfenden Sisens, des abbröckelnden Steines und des schallenden Schos mischte sich zuweilen der plumpe und traurige Gesang eines von dem Summen der Arbeit halb erstickten Liedchens wie